

HEYNE <

Katja Urbatsch

AUSGEBREMST

Warum das Recht auf Bildung
nicht für alle gilt

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Super Snowbright liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Originalausgabe 11/2011

Copyright © 2011 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2011
Redaktion: Marion Appelt, Wiesbaden
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München,
unter Verwendung eines Fotos von plainpicture/André Schuster
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-453-60214-4

www.heyne.de

INHALT

Vorwort	7
Einleitung	12
»Ohne Hilfe kannst du es nicht schaffen.« <i>Wie Herkunft über die Schulempfehlung bestimmt</i>	27
»Man kommt gar nicht auf die Idee, dass man weitermachen könnte.« <i>Warum es so schwierig ist, die einmal gewählte Schulform zu wechseln</i>	51
»Mach mal lieber 'ne Ausbildung und verdien Geld, ist sicherer.« <i>Was Nicht-Akademikerkinder vom Studium abhält</i>	91
»Dann müssen Sie halt Ihre Eltern verklagen.« <i>Der Kampf um die Studienfinanzierung</i>	129
»Zu Hause muss ich mich rechtfertigen und in der Uni fühle ich mich verloren.« <i>Wie sich Nicht-Akademikerkinder zwischen zwei Welten bewegen</i>	158
»Ich gehöre immer noch nicht dazu.« <i>Immerwährende Loyalitäts- und Identitätskonflikte, ein Leben lang</i>	187
Ausblick	208
Nachwort	219
Anmerkungen	223

VORWORT

Vor etwa zwei Jahren kontaktierte mich eine Literaturagentin und fragte mich, ob ich schon mal darüber nachgedacht hätte, ein Buch zu schreiben. Sie war durch ein Zeitungsporträt auf mich und die von mir gegründete Initiative ArbeiterKind.de aufmerksam geworden. Ich antwortete mit einem »Nicht wirklich« und winkte innerlich ab. Ich sah es nicht wirklich als realistische Option an, ein Buch zu schreiben. Aber dann wurde ich doch etwas neugierig auf diese Literaturagentin und darauf, warum sie auf die Idee gekommen war, dass ausgerechnet ich ein Buch schreiben sollte und auch könnte. Also willigte ich ein, sie zu treffen – natürlich ganz unverbindlich. Sie erklärte mir, wie das so funktioniert mit dem Bücherschreiben, dass man zunächst ein Exposé verfasst und es dann Verlagen anbietet. Sie zeigte mir einige Beispiele und ich sagte: »Ich weiß nicht, ob ich das kann. So kann ich doch nicht schreiben!« »Doch, doch«, sagte sie, »das können Sie, ich helfe Ihnen dabei, gemeinsam kriegen wir das hin!« Ich konnte mir das immer noch nicht so recht vorstellen. Schließlich überredete sie mich, es mit dem Exposé doch einmal zu versuchen – ganz unverbindlich natürlich. Ich dachte, dass sich für das Projekt eh kein Verlag fände, wenn sie also meint, es unbedingt versuchen zu müssen, dann soll sie machen. Sie wird schon sehen, dass es nicht klappt.

Einige Wochen gingen ins Land, sodass ich annahm, die Sache würde im Sande verlaufen. Doch meine Literaturagentin

ließ nicht locker, fragte immer wieder nach, ob ich denn schon etwas geschrieben hätte. Ich musste mich etwas überwinden, brachte dann aber doch etwas zu Papier. »Die Qualität wird niemals ausreichen, die wird ganz schön enttäuscht sein«, grübelte ich, als ich ihr den ersten Entwurf schickte. »Das ist doch schon mal sehr gut, da kann man was draus machen!«, lautete die überraschende Antwort. »Die ist doch verrückt«, dachte ich, »kein Verlag wird das haben wollen geschweige denn je veröffentlichen!« Sie überarbeitete mein Exposé noch ein bisschen und schickte es dann an einige Verlage. Wie ich erwartet hatte, gab es keine Rückmeldungen. Wir blieben locker in Kontakt, ich war auch mit dem weiteren Aufbau meiner Initiative ArbeiterKind.de ausreichend ausgelastet. Nach einigen Wochen meldete sich meine Agentin wieder und fragte, ob ich nicht noch eine kurze Leseprobe verfassen wolle, das wäre zum einen ein schöner Anlass, sich bei den Verlagen noch einmal zu melden, zum anderen würde deutlich werden, dass ich es ernst meinte und dass das Buch ein echtes Anliegen sei. Ich zögerte – zunächst. Denn gerade in dieser Zeit wollten immer mehr von uns wissen, was Nicht-Akademikerkinder vom Studium abhält und was ihnen den Weg zum erfolgreichen Studienabschluss erschwert. Ich bekam auch immer mehr Einladungen zu Vorträgen und Podiumsdiskussionen. Zudem wurde auch die Resonanz auf ArbeiterKind.de immer größer, täglich stieg die Anzahl der Unterstützer und Ehrenamtlichen. Einige Tage nach dem Anruf meiner Agentin dachte ich schließlich: »Okay, dann fange ich jetzt halt an, dieses Buch zu schreiben!« Und als dann noch jemand sagte: »Wer liest schon ein Buch von Katja Urbatsch?!«, dachte ich: »Jetzt, erst recht!«

Ich rief meine Literaturagentin daraufhin an, was sie wiederum ungemein motivierte. Sie ist übrigens auch die erste Akademikerin in ihrer Familie, sodass ihr die Problematik aus eigener Erfahrung heraus vertraut ist. Gemeinsam machten wir uns also auf den Weg, auch wenn ich mir immer noch nicht vorstellen konnte, dass ich ein Buch schreiben und einen Verlag finden würde. Meine Literaturagentin trieb mich an, erste Textproben zu verfassen. Ich war weiterhin skeptisch, aber motiviert. Plötzlich kam die erste Rückmeldung, das erste Gespräch, das erste Angebot. Ein kleiner Verlag, aber immerhin eine Zusage. »Jetzt können wir schon mal sicher sein, dass du dein Buch schreibst und es veröffentlicht wird«, jubelte meine Agentin. Ich freute mich, mir war aber auch etwas mulmig zumute. Aber sie sagte: »Jetzt geht's erst richtig los, jetzt wird es doch erst richtig spannend. Pass' mal auf, da kommen jetzt noch andere Verlage.« »Na, erst mal abwarten«, dachte ich und konnte mir das immer noch nicht so recht vorstellen. Doch sie sollte – wie immer – Recht behalten. Ich fuhr zum Heyne Verlag nach München und führte ein sehr nettes Gespräch, das ebenfalls mit einer Zusage endete. Kaum war ich aus der Tür, rief ich meine Literaturagentin an. Sie war völlig aus dem Häuschen. »Katja, das wird gut, das wird gut!«, rief sie ins Telefon. Ich konnte es noch nicht richtig begreifen und bekam Angst vor meiner eigenen Courage. Ich gab vor, ein Buch schreiben zu können, obwohl ich weder inhaltlich noch zeitlich wusste, wie ich das machen sollte. Ich, ein Buch schreiben, das in wenigen Monaten in den Buchläden stehen würde?

Meine Literaturagentin glaubt daran, dass es gelesen wird, und bis jetzt hat sie noch immer Recht behalten. Es ist ein

großer Kraftaufwand, ein Risiko, aber auch eine Chance. Ich weiß nicht, was passieren wird, aber eigentlich gibt es ja nichts zu verlieren. Die Bildungschancen für Kinder aus Nicht-Akademikerfamilien in Deutschland können kaum schlimmer, sondern nur noch besser werden. Und vielleicht kann ich dazu einen kleinen Beitrag leisten, etwas mehr Bewusstsein schaffen. Und ich kann stolz darauf sein, dass ich mein Buchprojekt schließlich doch noch realisiert habe. Das kann mir niemand nehmen. Zu verdanken habe ich das meiner Literaturagentin Marion, die nicht aufgehört hat, an mich zu glauben, mich anzutreiben, zu motivieren, zu ermutigen und zu unterstützen. Ohne sie hätte ich es nicht geschafft und auch gar nicht erst versucht.

Wenn Sie in dem gerade Gelesenen »Buch schreiben« durch »studieren« ersetzen, wissen Sie, wie es sich für viele anfühlt, wenn sie die oder der Erste in ihrer Familie sind mit der Chance zu studieren, die sich schließlich durchringen und sich auf den abenteuerlichen Weg zum Hochschulabschluss machen. Sie trauen es sich nicht zu, sie zweifeln, sie können es sich nicht vorstellen. Leider haben viele von ihnen keine Literaturagentin oder besser gesagt keine Bildungsagentin. Ich hatte das Glück, dass ich auf meinem Weg zahlreichen Bildungsagenten begegnet bin, die mich gefördert haben. Ich möchte an dieser Stelle allen ganz herzlich dafür danken. Ohne sie wäre ich nicht dort, wo ich heute bin. Ohne sie hätte ich nicht jetzt schon mehr erreicht, als ich mir je hätte erträumen können. Daher wünsche ich allen, insbesondere Kindern mit schlechteren Startbedingungen, dass sie in Zukunft mindestens einen Bildungsagen-

ten haben, der so sehr an sie glaubt und sie fördert wie meine Literaturagentin mich. Und ich hoffe, dass ich mit diesem Buch ein bisschen dazu beitragen und noch mehr Menschen motivieren kann, dem Vorbild meiner Literaturagentin zu folgen und Bildungsagenten zu werden, damit mehr Nicht-Akademikerkinder den Bildungsaufstieg wagen und diesen erfolgreich meistern.

EINLEITUNG

Mein älterer Bruder Marc und ich sind in unserer Familie die Ersten, die studiert haben. Welche Hürden es für Nicht-Akademikerkinder von der Entscheidung über den Studienbeginn bis zum erfolgreichen Hochschulabschluss zu überwinden gibt, kenne ich also aus eigener Erfahrung. Da Marc bereits studierte und die Weichen somit gestellt waren, entschloss ich mich ohne zu zögern für ein Studium und folgte ihm nach Berlin. Auf Familienfeiern musste ich mich jedoch jahrelang dafür rechtfertigen, dass ich studierte – und dann auch noch so ein komisches Fach, wie es damals immer hieß: »Was macht man denn mit Nordamerikastudien? Kannst du damit denn wenigstens Lehrerin werden? Was verdient man denn da hinterher? Und wie lange dauert das noch?«

In den USA wäre ich ein sogenannter First Generation College Student, aber in Deutschland bin ich ein Nicht-Akademikerkind beziehungsweise habe einen bildungs-, wahlweise auch hochschulfernen Hintergrund. Während ich also in den USA zu den positiv besetzten Pionieren zähle, leide ich in Deutschland unter einem Mangel – dem Mangel, kein Akademikerkind zu sein. In der Schulzeit war mir dies noch nicht bewusst, allerdings gibt es in meiner ostwestfälischen Kleinstadt mit 40 000 Einwohnern auch lediglich zwei Gymnasien und keine Privatschule. Dadurch profitierte ich von der sozialen Durchmischung der Schülerschaft. Zudem war ich in der Schule immer recht erfolgreich, sodass der Schritt von

der Grundschule aufs Gymnasium nicht infrage gestellt wurde – erst recht nicht von einer jungen Lehrerin, die sich in den Achtzigerjahren bei den Grünen engagierte.

Während ich bei Verwandten also mit meinem Studium häufig auf großes Unverständnis stieß, fühlte ich mich aber auch unter den Professoren und Akademikerkindern in der Hochschule häufig nicht am richtigen Ort und bisweilen auch etwas verloren. Ich bewegte mich zwischen zwei Welten und hatte den Eindruck, zu keiner richtig dazu zu gehören. So hatte ich an der Freien Universität Berlin von Beginn an mehrere Schlüsselerlebnisse, die mir ganz plötzlich bewusst machten, dass es noch andere Studenten gibt als mich, deren Eltern nämlich bereits studiert haben. Natürlich bin ich auch mit Kindern von Lehrern oder Ärzten zur Schule gegangen, aber es machte für mich damals keinen Unterschied. Es ging mehr darum, wer welches Auto hat und wer wohin in Urlaub fährt. Diese Aspekte bestimmten den Status in gewisser Weise, sie hingen jedoch nicht zwangsläufig mit dem Bildungshintergrund der Eltern zusammen.

Doch als es an der Uni darum ging, die erste Hausarbeit in amerikanischer Literatur zu schreiben, merkte ich auf einmal, dass es zwei Gruppen gibt: Studierende, deren Eltern studiert haben, und Studierende wie mich, deren Eltern nicht studiert haben. Bei meinem ersten Schlüsselerlebnis fragte ich eine befreundete Kommilitonin, wie sie das mit der Hausarbeit mache, denn ich hatte keine Vorstellung, wie so etwas aussehen sollte, worauf ich also achten müsste. Sie sagte daraufhin, dass sie schon eine Hausarbeit geschrieben hätte und ihr Vater, der schon mehrere Bücher verfasst hätte, habe ihr dabei geholfen.

Dies war für mich ein großes Aha-Erlebnis und ich fragte mich: »Na toll, und wer hilft mir jetzt? Meine Eltern haben auch keine Ahnung, wie man so eine Hausarbeit schreibt, und Marc studiert Betriebswirtschaftslehre und hat bisher nur Klausuren geschrieben.« Dankenswerterweise erklärte meine Freundin sich bereit, mich zu unterstützen, arbeitete zunächst die Fragestellung mit mir heraus und wir trafen uns so lange, bis die Hausarbeit fertig war. Zudem bestand die Möglichkeit, mit der jungen Dozentin – eine Doktorandin – über die Hausarbeit zu sprechen. Das Angebot nahm ich mehrmals in Anspruch, was ich mich bei einem Professor oder einer Professorin zu diesem Zeitpunkt nicht getraut hätte. Meine Ehrfurcht und mein Respekt ihnen gegenüber waren einfach zu groß. Daher habe ich während meiner ersten drei Semester auch fast nur Veranstaltungen von wissenschaftlichen Mitarbeitern besucht, da ich mich bei ihnen eher getraut habe, Fragen zu stellen.

Bei meinem zweiten Schlüsselerlebnis, an das ich mich bis heute sehr genau erinnere, erzählte mir eine andere Freundin, dass sie ein Stipendium in der Journalistenförderung der Konrad-Adenauer-Stiftung hätte. Das erstaunte mich sehr, denn zum einen hatte ich noch nie von Studienstipendien gehört und zum anderen hatte ich mich nach dem Abitur bei der Deutschen Journalistenschule in München beworben und war abgelehnt worden. Also wollte ich von ihr wissen, wie man denn so ein Stipendium bekommt. Als Voraussetzung nannte sie mir dann ein ganz gutes Abitur, ehrenamtliches Engagement und eben journalistisches Interesse. Ich staunte immer mehr, denn mit meinem Einser-Abitur war ich besser als sie gewesen und hatte mich von Kindheit an regelmäßig ehren-

amtlich engagiert, etwa in der Kirche und im Basketballverein. Allerdings hatte ich mir das nie bestätigen lassen, also keine Nachweise darüber. Mir war nicht klar gewesen, dass mir das mal etwas nutzen könnte. Im dritten Semester war es für eine Bewerbung um dieses Journalistenstipendium leider zu spät, was mich etwas ärgerte. Erst nach und nach erfuhr ich, dass es noch zehn weitere Stipendienggeber dieser Art gibt. Nachdem ich beispielsweise einer Kommilitonin im Anschluss an ihr Referat positives Feedback gegeben hatte, antwortete sie mir: »Ja, danke. Ich habe gerade ein Rhetorikseminar bei der Naumann-Stiftung besucht, das war total hilfreich«. Wieder ein Aha-Erlebnis. Von Begabtenförderwerken bekommt man also nicht nur Geld, sondern sie bieten auch ein Förderprogramm mit Workshops. Wieder war ich etwas neidisch. Gern hätte ich auch an solch einem Rhetorikseminar teilgenommen, denn mindestens bis zu Beginn meines Hauptstudiums war ich bei Referaten und oft auch bei Redebeiträgen allgemein extrem unsicher und nervös. Der Zug, um sich für ein Stipendium der Begabtenförderwerke zu bewerben, war jedenfalls nun endgültig abgefahren.

Glücklicherweise hörte ich jedoch mehrfach davon, dass Studierende aus meinem Institut mit einem Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) ein Jahr in den USA verbrachten. Ein oder zwei Semester in Amerika zu studieren war schon immer mein großer Traum gewesen. In der Cafeteria fragte ich mehrere ältere Studenten, wie man sich um solch ein Stipendium bewirbt. Sie schickten mich zum Akademischen Auslandsamt, wovon ich noch nie zuvor gehört hatte. Dort drückte man mir die Bewerbungsunterla-

gen des DAAD in die Hand. Ich las mir alles genau durch, die erforderlichen Angaben zu machen war überhaupt kein Problem. Aber dann kam es: Erstens benötigte ich zwei Gutachten von Dozenten und zweitens ein »Study Proposal«, also eine Art Motivationsschreiben einschließlich Studienplanung für die USA. Zum Glück blieben mir noch ein paar Wochen bis zur Abgabe der Unterlagen. Bei nächster Gelegenheit fragte ich wieder meine Freundinnen, was zu tun sei. Daraufhin sagte eine: »Für die Gutachten gehst du einfach zu zwei wissenschaftlichen Mitarbeitern, bei denen du Kurse belegt hast, und fragst sie. Am besten nimmst du gleich deinen Lebenslauf mit, deine Noten und all die Dinge, die sie da reinschreiben sollen. Solltest aber schon gucken, dass du da auch einen Professor dabei hast, sieht schon besser aus.« Ich folgte ihrem Rat, machte mir allerdings etwas Sorgen, da ich bisher keine Kurse bei Professoren belegt hatte, ich also keinen kannte. Glücklicherweise lief es so, wie es meine Freundin vorhergesagt hatte. Eine der Dozentinnen schlug von sich aus vor, zusätzlich den Professor unterschreiben zu lassen. Puh, das hatte ich schon mal geschafft. Jetzt brauchte ich nur noch dieses komische Study Proposal, davon hatte ich überhaupt noch keinen Plan. Wieder fragte ich mich durch. Doch die einzigen Informationen, mit denen ich mich schließlich an den Schreibtisch setzte, waren: »Du musst irgendwie begründen, warum du in die USA möchtest« und »Du solltest dir anschauen, was die Unis, an die du willst, so anbieten.« Also machte ich mich ans Werk und schrieb mehrere Seiten. Außer meinem Bruder fiel mir niemand anders ein, der sie hätte lesen können. Er hatte zwar selber keine Ahnung und keine Erfahrung in solchen Dingen,

aber er war wie bei vielen anderen Fragen auch diesmal mein Ansprechpartner. Leider war er von meinem Study Proposal nicht sehr begeistert: »Ich weiß zwar nicht, was die hören wollen, aber mich haut das jetzt nicht vom Hocker.« Mein Name ist Lieschen Müller und ich möchte gerne ein Stipendium für die USA schreiben bestimmt viele. Du musst irgendwas Besonderes machen, dich von den anderen abheben. Die bekommen bestimmt viele Bewerbungen, da musst du irgendwie auffallen. Und du musst begründen, warum sie gerade dich nehmen sollen.« Ich war etwas frustriert. Mit dem Study Proposal hatte ich mich eh schon sehr gequält und hatte einfach keinen Schimmer, wie so etwas aussehen soll. Gut wäre gewesen, das von jemand anderem zu sehen, eine Vorlage zu haben, um eine grobe Vorstellung zu entwickeln. Ich änderte und korrigierte meinen Entwurf, zeigte ihn Marc, der schüttelte aber nur den Kopf: »Schon besser, haut mich aber immer noch nicht vom Hocker.« »Na, gut«, dachte ich, »dann also noch mal überarbeiten«. Plötzlich kam mir die zündende Idee. Bei meiner Internetrecherche hatte ich zufällig ein amerikanisches Zitat entdeckt, mit dem ich einsteigen wollte. Schließlich stieß ich noch auf das Thema »Literatur in der Wirtschaft, Wirtschaft in der Literatur«, das mich sehr interessierte und zu dem einige der auf der DAAD-Liste genannten US-Unis passende Kurse anboten. Meine Bewerbung für das Stipendium begann folgendermaßen:

»Ah, but a girl's reach should exceed her grasp, or what's a heaven for?«, übersetzt ›Ein Mädchen sollte weiter greifen, als es fassen kann, oder wofür ist der Himmel sonst da?‹ Es gilt,

über eigene Grenzen hinauszudenken und neue Herausforderungen anzunehmen. Ein einjähriges Studium an einer amerikanischen Universität möchte ich deshalb dazu nutzen, sowohl meine fachliche als auch meine persönliche Kompetenz auf die Probe zu stellen.«

Ich schickte die Unterlagen ab und erhielt wenig später die Einladung des DAAD zum Auswahlgespräch nach Bonn. Prompt stellte sich die Frage, wie man sich dafür wappnen könnte. Kurz darauf sah ich im Institut den Aushang eines Professors, der alle Kandidaten zu einem vorbereitenden Gespräch einlud. Gemeinsam mit einigen anderen Bewerbern fand ich mich eine Woche später in seinem Büro ein. Manche erzählten, sie hätten natürlich nur Eliteuniversitäten wie Berkeley, Harvard, Yale und Stanford angegeben. Meine erste Wahl war die Boston University, denn ich rechnete mir an einer in Deutschland weniger bekannten Hochschule größere Chancen aus. Außerdem wollte ich in eine größere Stadt. Vor dem Auswahlgespräch war ich natürlich sehr aufgeregt. Von der Bewerberin vor mir erfuhr ich dann auch noch, dass Englisch gesprochen wurde. Das machte mich noch nervöser. Die Situation war etwas einschüchternd, mir gegenüber saßen drei oder vier Professoren und ein ehemaliger Stipendiat. Nur eine einzige Frage habe ich behalten, und zwar die nach dem Unterschied zwischen der Epoche des amerikanischen Naturalismus und der des Realismus. Eigentlich hatte ich das gut drauf gehabt, doch zu meiner Nervosität kam ein Blackout. Das Einzige, das mir in den Sinn kam, war: »Nein, das kann ich Ihnen gerade nicht sagen, aber deshalb möchte ich in die USA,

um es zu lernen.« In der Auswahlkommission brach Gelächter aus, was mir nicht ganz einleuchtete, sodass ich einfach lächelte. »Das ist doch eigentlich ganz gut, wenn sie lachen, oder?«, schoss mir durch den Kopf. Mein großer Traum ging schließlich in Erfüllung und ich studierte mit einem DAAD-Stipendium zwei Semester an der Boston University.

Nachdem ich aus den USA zurückgekehrt war, wollte ich nun anderen erklären, wie sie sich um ein Stipendium bewerben, die erforderlichen Gutachten bekommen und wie ein Study Proposal aussehen kann. Mein eigenes Study Proposal habe ich bis heute auf meinem Computer gespeichert und schon mehrfach als Vorlage weitergereicht. Mein gesamtes Wissen über die Beantragung von Stipendien, das Verfassen von Hausarbeiten, Halten von Referaten sowie über mündliche und schriftliche Abschlussprüfungen und -arbeiten habe ich noch während meines Studiums unter anderem in Bachelor-Einführungsveranstaltungen und einem Examensworkshop weitergegeben, den ich gemeinsam mit einer Freundin für das Institut entwickelte. Wir fertigten auch Handouts an, die wir in eine neue E-Learning-Plattform der Freien Universität einstellten. Dabei wollten wir allen Studierenden, selbst wenn sie nicht an unseren Kursen teilnahmen, den Zugang zu den Informationen ermöglichen.

Während meiner Studienabschlussphase bekam ich mit, dass so manche meiner Kommilitonen ihre Abschlussarbeit gemeinsam mit ihren Eltern verfassten. So kam ich auf die Idee, Studierenden, die nicht auf solch familiäres Wissen zurückgreifen können, auf andere Weise die benötigten Informationen zur Verfügung zu stellen: auf einem Internetportal.

Mein Bruder und mein Freund hielten dieses Vorhaben für spannend und ermutigten mich dazu. Doch wie sollte die Internetseite heißen? Ich suchte nach einer positiven Alternative zu Nicht-Akademikerkind. Ein Begriff, den ich zuvor einigen Studien entnommen hatte. Mir war er zu negativ und zu sperrig. Wenig später kam mir morgens am Frühstückstisch ArbeiterKind.de als Name für das Internetportal in den Sinn. Diesen Begriff wollte ich neu und positiv besetzen. Ich selber bin im engeren Sinne eigentlich kein Arbeiterkind, da meine Eltern beide eine Banklehre absolviert und sich später selbstständig gemacht haben. Unsere Sprache hat aber einfach keine bessere Alternative für den Begriff »Nicht-Akademikerkind« zu bieten.

Die Resonanz beziehungsweise die Welle bürgerlichen Engagements, die ich mit ArbeiterKind.de auslösen sollte, hätte ich mir selbst in meinen kühnsten Träumen nicht vorstellen können. Innerhalb von nur drei Jahren haben sich bundesweit über 3000 Ehrenamtliche in 80 Städten angeschlossen.

Bereits einen Tag vor der Freischaltung des Portals erschien ein großer Artikel über unser Netzwerk in der Samstagausgabe der *Frankfurter Rundschau*. Sonntagnacht ging die Internetseite online und bereits Montagvormittag riefen Redakteure des Deutschlandfunks und der *taz* an. Nachmittags gab ich mein erstes Live-Interview im Radio und erzählte von meinen persönlichen Erfahrungen als Studierende der ersten Generation, von meinen Schwierigkeiten in der Familie und an der Hochschule. In den folgenden Tagen, Wochen und Monaten erlebte ArbeiterKind.de eine außergewöhnliche Medienwelle.

Mit den interessierten Journalisten, die überwiegend ebenfalls als Erste in ihrer Familie den Schritt an die Hochschule gewagt hatten, führte ich lange Gespräche und immer wieder ertappten sie sich dabei, dass sie von ihren eigenen Erlebnissen erzählen wollten, es war ihnen ein Bedürfnis. Die Resonanz vieler Radiohörer und Zeitungsleser war ebenso überwältigend. Zahlreiche Menschen aus ganz Deutschland und sogar dem Ausland, die selbst Nicht-Akademikerkind, sprich Arbeiterkind sind, identifizierten sich mit meinen persönlichen Erfahrungen und überschütteten uns mit Begeisterung und Lob. Sie berichteten uns von ihrer eigenen Bildungsgeschichte, ihrem schweren Weg, den Problemen in der Familie, der Schule und der Universität, aber auch von den engagierten Fürsprechern und Wegbereitern, die sie unterstützt hatten. Sie alle waren von ArbeiterKind.de berührt und bekundeten ihr Interesse, mit ihrer Lebenserfahrung als Ansprechpartner für Schüler und Studierende zur Verfügung zu stehen. Sie wollen die nachkommende Generation ermutigen und unterstützen, sie möchten das weitergeben, was sie selbst gern erfahren und gebraucht hätten.

Es liegt mir fern zu behaupten, Akademikerkindern würde allein aufgrund ihres Bildungshintergrunds alles in den Schoß fallen und dass sie sich problemlos im Unialltag zurechtfinden. Durch die Einführung von Bachelor und Master, auch Bologna-Reform genannt, hat sich das Studium sehr verändert, sodass auch viele studierte Eltern nicht mehr auf dem aktuellen Stand sind. Zudem habe ich selbst erlebt, dass mir mein Bruder trotz seiner Studienerfahrung bei vielen Fragen nicht weiterhelfen konnte, was sicher auch auf die Eltern

zutrifft, die etwas völlig anderes studiert haben als ihr Kind. Doch es macht dennoch einen Unterschied, ob die eigenen Eltern einen Hochschulabschluss haben oder nicht. Denn für Akademikerkinder ist es mehrheitlich gang und gäbe, zu studieren, und sie können häufig auf die Rückendeckung, Unterstützung sowie emotionale und finanzielle Absicherung ihrer Eltern zählen. Selbst mit einer hervorragenden Abiturnote ist es hingegen für Nicht-Akademikerkinder nach wie vor nicht selbstverständlich, ein Studium aufzunehmen, und sie müssen beim Bildungsaufstieg viele Hürden überwinden, nur weil sie die Ersten sind, die in ihrer Familie studieren. Sie müssen in vielerlei Hinsicht Pionierarbeit leisten.

Die Notwendigkeit eines Engagements wie das von ArbeiterKind.de bescheinigen die Studien der OECD und des Deutschen Studentenwerks seit Jahren. Denn in Deutschland lässt sich die Wahrscheinlichkeit, ob ein Kind studieren wird, am Bildungsstand der Eltern ablesen. In Zahlen ausgedrückt: Während von 100 Akademikerkindern 71 ein Studium aufnehmen, sind es von 100 Nicht-Akademikerkindern lediglich 24, die eine Hochschulausbildung beginnen. Vielleicht glauben Sie, dass eben nur 24 Schüler das Abitur erreichen und die Übrigen bereits bei dem Zugang zur gymnasialen Oberstufe scheitern. Sie liegen falsch – Fakt ist, dass von 100 Nicht-Akademikerkindern immerhin 45 Schülerinnen und Schüler die Hochschulzugangsberechtigung erhalten. Nur die Hälfte entscheidet sich also für ein Studium! Vielleicht meinen Sie, dass deren Wahl ganz bewusst auf eine Ausbildung gefallen ist und sie halt nicht studieren möchten. Aber ist es nicht seltsam, dass von den Abiturienten mit akademischem Eltern-

haus 88 Prozent studieren, während es bei den Nicht-Akademikerkindern nur 53 Prozent sind? Ich denke, wir können davon ausgehen, dass der Notendurchschnitt bei beiden Gruppen nahezu derselbe ist. Schließlich macht ja auch nicht jedes Akademikerkind ein Einser-Abitur. Was hält nun zum Beispiel eine Einser- oder Zweier-Abiturientin aus einer Familie ohne Hochschulerfahrung davon ab, ein Studium aufzunehmen, wohingegen selbst für ein Akademikerkind mit Dreierabitur das Studium eine Selbstverständlichkeit ist? Ist es wirklich – wie vielfach behauptet – nur das fehlende Geld für die Studienfinanzierung?

Wer wie ich aus einer Familie kommt, in der niemand zuvor studiert hat, weiß, dass die Dinge noch weitaus komplexer sind, als ich sie bislang dargestellt habe. Es geht zwar auch um Haben und Nicht-Haben, aber nicht nur. Als Arbeiterkind das Gymnasium zu besuchen und zu studieren heißt nämlich auch, Bildungsausgaben und das Streben nach höherer Bildung permanent legitimieren zu müssen. Wenn man aus einfachen Verhältnissen kommt, ist man es häufig gewohnt, nur an morgen zu denken anstatt an übermorgen. Kurzfristiges Überleben und Durchkommen steht im Gegensatz zu langfristigen, sehr ungewiss und abstrakt erscheinenden Investitionen in die weitere Zukunft. Als Erste zu studieren bedeutet häufig auch, in Loyalitäts- und Identitätskonflikte zu geraten, sowie das Bewältigen von starken Selbstzweifeln. Es geht dabei vielfach um Macht, um die Hierarchie innerhalb einer Familie, die durch sprachliche Überlegenheit und eine höhere Bildung verschoben werden können.

Vielleicht glauben Sie, dass ich mich in der Jahreszahl und



Katja Urbatsch

Ausgebremst: Warum das Recht auf Bildung nicht für alle gilt

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 224 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-453-60214-4

Heyne

Erscheinungstermin: Oktober 2011

Alle Menschen sind gleich. Aber manche sind gleicher

Gleiches Recht auf gleiche Bildungschancen? Weit gefehlt! An den Hochschulen studieren überwiegend Akademikerkinder. Diese soziale Schieflage beginnt bereits im Grundschulalter mit der Empfehlung der Lehrer für die richtige Schulform. Das zeigt: In den Köpfen muss sich etwas ändern. Denn nach wie vor ist die Überzeugung weit verbreitet, dass die Herkunft über unser Potenzial bestimmt. Die Autorin weiß, wovon sie spricht: Sie studierte selbst als erste in ihrer Familie. Anhand ihrer eigenen Erfahrung und zahlreicher anderer Biografien beschreibt sie die Bildungshürden, mit denen Kinder aus Familien ohne akademischen Hintergrund konfrontiert sind. – Ein Buch mit gesellschaftlicher Sprengkraft!